



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schönfeld, Paul: Giuseppe Parini.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

katholischen Religion zu bringen. Graf Bückler klagt nun, daß der „Herr Probst Ihm, Herrn Grafen von Bücklern zu seinem Schaden nicht nur einen großen Antheil seiner Unterthanen verjagt, sondern auch, wenn dieselben endlich katholisch geworden, ihnen Gelegenheit gegeben habe, davon zu laufen und sich der Unterthänigkeit zu entbrechen, andererseits nicht minder ihm dem Grafen von Bückler in seinen Jurisdictionalibus gekränkt, maßen derselbe sich wider alle Billigkeit unterfangen, die Graf Bücklerschen Unterthanen, wenn sie endlich katholisch geworden, *proprios ausu* und ohne des Herrn Grafen Consens der Unterthänigkeit zu entlassen, indem er ihnen sagte, sie könnten jetzt hingehen, wohin sie wollten. Auch habe er zu einigen geäußert, daß er die Mannspersonen nach Zahlung von 4 Mark, die Weibspersonen von 3 Mark von der Unterthanenpflicht gegen den Grafen entbinden werde.“ Das Lösegeld ließ er sie entweder ab dienen oder gelegentlich bezahlen. Vier dergleichen Fälle werden angeführt. Die Zahl der durch Gewalt vertriebenen und eigenmächtig vom Probst entlassenen Personen giebt der Graf auf dreizehn an. Wenn er auch gegen solche Ausschreitungen beim Kaiser Abhilfe fand, so wird uns doch nichts von einer Bestrafung so ungerechtfertigter Uebergrieffe mitgetheilt, die Vorgesetzte und Untergebene in gleicher Weise schädigte und verletzte.

Daß nach solchen Erfahrungen Schlesiens Bewohner ihrer großen Mehrzahl nach sich glücklich schätzten, als 1740 Friedrich II. in Schlesien erschien, braucht nicht gesagt zu werden. Und wie Steinaus Einwohner 1741 die der Spionage verdächtige Gräfin von Callenberg, welche auf Befehl Reippergs nach Reize transportirt wurde, mit Freuden gebunden mitsammt ihren Schätzen auf einen Leiterwagen geworfen hatten, und wie dieselben Steinauer das Schloß ihrer tyrannischen Grundherrin ohne Bedauern beim Einmarsch der Preußen 1741 in Trümmer sinken sahen, so sah ganz Schlesien beim Niedergange der österreichischen Herrschaft hoffnungsvoll und mit neuem Lebensmuth der aufgehenden Sonne Friedrichs von Preußen entgegen.

Breslau.

Otto Linke.

## Giuseppe Parini.

Höchst ehrwürdig und groß zeigt Dante des alten Italiens  
Bild, und das mittlere zeigt lieblich und schön Ariost;  
Aber du maltest das neue, Parini! Wie sehr es gesunken,  
Zeigt dein spielender, dein feiner und beißender Spott.  
Dient es zum Vorwurf dir, daß dein Jahrhundert so klein war?  
Oher zum Lobe! Du warst wirklicher Dichter der Zeit.  
Platen.

Das 18. Jahrhundert, das für Italien weder in Bezug auf künstlerische noch auf poetische Production eine besonders glorreiche Entwicklungsstufe be-

zeichnet, sondern im allgemeinen mehr von den Leistungen früherer Epochen zehrt, als selbstschöpferische, bahnbrechende Geister aufweist, hat doch auf zwei bis dahin sehr zurückgebliebenen Gebieten der Literatur Schöpfungen von bleibender Bedeutung hervorgebracht. Die tragische Kunst, die zuvor auf italienischem Boden nicht über mehr oder weniger mißlungene Anläufe, über ein bloßes Experimentiren nach fremden Mustern gekommen war, fand in Vittorio Alfieri, dem heute leider von der eigenen Nation zu wenig gekannten, den Genius, der sie in neue Bahnen lenkte und zum ersten Male mit voller Würde auf dem Rothurn zu schreiten lehrte. Das Lustspiel, das bereits erheblich früher eine verhältnißmäßig hohe Entwicklung erreicht hatte, entbehrte dagegen eines Vertreters, der sich dem großen Tragiker ebenbürtig hätte zur Seite stellen können; wird doch kaum jemand bestreiten wollen, was schon ein kompetenter Zeitgenosse von Goldonis Stücken sagte, daß höchstens vier oder fünf derselben eigentliche Komödien, die übrigen bloße Farcen seien, die bei aller zündenden Komik in künstlerischer Beziehung höhere Präntensionen nicht erheben können. Wohl aber gab es noch ein Gebiet, auf welchem im 18. Jahrhundert neue Bahnen in Italien erschlossen wurden: es ist dies das Feld der Satire, das bisher, um von Geistern zweiten und dritten Ranges hier zu schweigen, nur von Ariost und Menzini, von jenem in leichtem und graziosen, von diesem in oft etwas ungelenktem und outrirtem Stile mit Erfolg bebaut, durch Giuseppe Parini eine Wiederbelebung und Erneuerung erfuhr, die als eine epochemachende That in der italienischen Literaturgeschichte dasteht.

Um die Werke eines Satirikers zu verstehen, ist es mehr als bei irgend einem anderen Schriftsteller geboten, sich mit den Zeitverhältnissen, aus denen er hervordrängte, sowie mit seinem Lebensgange vertraut zu machen, da nur dies einen sicheren Maßstab zur Beurtheilung seiner Schöpfungen darbietet. Parini erblickte als Kind einer armen, aber ehrbaren Familie am 22. Mai 1729 in dem kleinen, im Mailändischen gelegenen Flecken Boffio das Licht der Welt. Von seinem Vater, der ihn zärtlich liebte, wurde der Knabe für den geistlichen Stand bestimmt und dem Gymnasium Arcimboldi zu Mailand als Zögling übergeben, wo sich frühzeitig der philosophische und poetische Sinn in ihm regte. Seine kümmerliche Lage zwang ihn jedoch bald, sich — und nach des Vaters Tode auch der Mutter — als Copist und später als Zeitungsschreiber den Lebensunterhalt zu erwerben, wobei er indeß durch stete Lectüre der lateinischen und italienischen Classiker sich geistig weiterzubilden bestrebt war. Von Jugend an schwach und kränklich, wäre er vielleicht den Anstrengungen und Entbehrungen einer so unsicheren Existenz erlegen, wenn er nicht 1754 durch eine Anstellung als Lehrer bei den aristokratischen Familien der Borromeo und Serbelloni einen materiellen Halt gefunden hätte. Damit erhielt er ferner zugleich die Gelegen-

heit, die große Welt aus unmittelbarer Nähe zu studiren und als Schriftsteller, als welcher er mit seinen 1752 veröffentlichten ersten poetischen Versuchen nur wenig Anklang gefunden, dasjenige Gebiet zu betreten, auf dem sein Name Berühmtheit erringen sollte.

Die mailändische Gesellschaft von damals bot ein betäubendes Bild geistiger und moralischer Verkommenheit. Abgesehen von ganz vereinzeltten Erscheinungen, zu denen u. a. die geistvolle Herzogin Serbelloni Ottoboni zählte, setzte sie sich zusammen aus Gecken und Ignoranten, deren innere Hohlheit nur durch ihre lächerliche Anmaßung übertroffen wurde. Die lombardische Hauptstadt, noch unter den Nachwirkungen der unseligen spanischen Fremdherrschaft leidend, gleich, wie Giusti sich ausdrückt, einem verschuldeten Edelmann, der eine Menge von Orden auf zerrissenem Rocke trägt, und das Elend der niederen Volksschichten, das neben der Hoffart und Brunksucht der herrschenden Classe doppelt grell hervortrat, konnte nicht verfehlen, in dem empfänglichen Gemüthe des jungen Mannes, der die Noth des Lebens aus eigener bitterer Erfahrung kannte, ein lautes Echo wachzurufen; der tägliche Verkehr mit den Angehörigen einer privilegierten Kaste, die sich im Wohlgeföhle ihrer Rechte aller Pflichten enthoben glaubte, drückte dem Sohne des Volkes, der unter den mißlichsten Verhältnissen nie seine Ideale vergessen, die Feder in die Hand, um die Verkehrtheit und Nichtigkeit der ihn umgebenden Welt zu geißeln.

Ein Satiriker, der mehr als jeder andere Poet in seiner Zeit wurzeln muß, um nachhaltige Erfolge zu erringen, wird in früheren Literaturepochen selten Vorbilder finden, an die er sich unmittelbar anlehnen könnte; nicht nur seine Stoffwelt, auch die Behandlung derselben muß durchaus neu und originell sein, um zu wirken. Weder die Satire eines Horaz, eines Persius oder Juvenal, noch die seiner italienischen Vorgänger wie Ariosts konnte Parini Belehrung darüber bieten, wie er seinen Stoff künstlerisch zu gestalten habe; ihm, den tiefe sittliche Entrüstung über die bestehenden Zustände zur Satire hindrängte, konnte es nicht genügen, dieselben dem Gelächter der Nation preiszugeben; sein Zweck ging vielmehr dahin, durch Belehrung zu bessern, zu einer geistigen und moralischen Regeneration nach seinen Kräften mitzuwirken. So schrieb er ein anscheinend didaktisches Gedicht, in welchem heißende Ironie den Grundton bildet. Indem er es in diesem Gedichte, „Der Tag“, unternimmt, einen jungen Aristokraten zu unterweisen, wie er es anzufangen habe, um die vierundzwanzig Stunden des Tages standesgemäß auszufüllen, weiß er den Abscheu, den er selbst gegen dieses Treiben hegt, bei seinen Lesern mit erstaunlichem Geschick hervorzurufen. Durch die dramatische Behandlung des Stoffes wird die Gefahr ermüdender Eintönigkeit, die eine fortgesetzte ironische Darstellung nahelegt, aufs

glücklichste umgangen und die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Schluß festgehalten.

Das Aussehen, welches die 1763 veröffentlichte erste Abtheilung des Gedichts, „Der Morgen“, erregte, war ein allgemeines und völlig beispielloses. Obgleich der Autor sich von jeder persönlichen Inveective ferngehalten hatte und niemand den stricten Beweis hätte erbringen können, daß eine fürstliche Persönlichkeit, die man als das Original des Haupthelden bezeichnete, ihm wirklich eigens Modell gesehen, so sah doch jedermann in dieser typisch ausgeprägten Gestalt das sprechende Porträt eines mailändischen Junkers jener Tage.

„Mein junger Herr,“ so hebt der Dichter an, „mag das Blut aus einer langen Reihe hoherhabener Venden himmlisch rein in dir fließen, oder mögen die Fehler des Blutes durch erkaufte Ehren und durch Reichthümer aufgewogen werden — laß dich von mir belehren, wie du den Ueberdruß und die Langeweile dieser Erdentage vertreiben kannst. Was Morgens, Mittags, Abends deine Sorge sein müsse, wirst du von mir vernehmen, wenn anders dir in deinen Mußestunden noch Muße bleibt, meinen Versen Gehör zu schenken.“ Es folgt nun eine Schilderung des anbrechenden Morgens, in der das Treiben des Landmanns und des Handwerkers den wirksamen Contrast zu dem übernächtigen adlichen Schlemmer bildet, der zu später Stunde erwacht, sich von seinen Dienern Erquickungen ans Bett bringen läßt und den Lehrer „des zarten Idioms von der Seine“ empfängt . . . „Hasse die unreinen Lippen,“ so mahnt ihn der Dichter, „die sich noch zu beslecken wagen mit der Sprache, in welcher einstmals in Balchiusa Laura gepriesen ward.“ Dann wird die Toilette geschildert und der Held aufgefordert, an eine Gefährtin für den Tag zu denken, natürlich an eine bereits vermählte Dame. Das bietet Veranlassung zur Einflechtung einer Fabel von Amor, der es bei seiner Mutter durchsetzt, daß er von der Aufsicht seines Bruders Hymen befreit wird und nie mehr in seiner Gesellschaft zu sein braucht — ein vernichtender Hieb gegen die Trivialität der schönen Welt Italiens, dessen Berechtigung Ugo Foscolo einmal englischen Lesern gegenüber sehr zutreffend betont. Beiläufig sei erwähnt, daß Parini mythologische Anspielungen und Nomenclaturen in ziemlich großem Umfange anwendet, was natürlich nicht ihm, sondern dem herrschenden Geschmack seiner Zeit zur Last zu legen ist. Von komischster Wirkung ist das Pathos, mit dem der Friseur aufgefordert wird, das ganze Maß seiner Geschicklichkeit an dem erhabenen Gönner aufzubieten, sein der Spott, mit dem der Dichter die Manie für das Ausländische geißelt, indem er seinem Helden empfiehlt, während der Frisur die französischen Modeschriststeller zu durchblättern, Voltaire, „den vielgestaltigen Proteus Frankreichs, den allzusehr getadelten und mit noch größerem Unrecht zu sehr gelobten“ . . .

O würdige Weide einer großen Seele!  
O klarer, edler Geist! Mit Fug und Recht  
Mag voll Verehrung sich der Haufe neigen,  
Gewärtig der Drakel. Wer doch wäre  
So thöricht, daß er heimlich dich verspötte,  
Wenn, fußend auf so hehren Studien,  
Des eignen Landes Dummheit du verklagst,  
Zu heben suchst mit deinem Zauberlanz  
Die gotische Finsterniß, die lange Zeit  
Dem armen Volk das Aug' umwoben hielt?

Die Armseligkeit dieser modernen Männerwelt tritt besonders voll ins Licht durch den gelegentlichen Vergleich mit den rühmlichen Vorfahren. „O tapfrer Held,“ wird der Stuzer gepriesen, der in einer Wolke von Puder dasteht; „so stand einst dein großer Ahn zwischen dem Rauch und Feuer des wüthenden Mars, als er die heimischen Laren vertheidigte und den trotzigigen Feind in die Flucht schlug. Aber freilich kehrte er in wenig anmuthigem Zustande heim, mit Blut und Schweiß bedeckt und mit wirrem Haar, während du einen reizvollen Anblick darbieten wirst, wenn du nun hinausschreitest, um die Augen des theuren Vaterlandes zu beglücken.“ Nachdem die Toilette bis aufs kleinste vollendet, giebt der Dichter seinem Zögling das Geleit mit den Worten:

Jetzt lebe wohl,  
Der Menschen Augenweide, deines Stammes  
Und deines Vaterlandes Ruhm und Hort!  
Dort harren in zwei Reihen deine Diener,  
Dich zu empfangen; hurtig läuft ein andrer  
Vorauß, der Welt zu künden, daß du nun  
Sie zu beglücken kommst; ein andrer hält dich  
Zaghaft am Arm, indeß du in die goldne  
Carosse steigst und schweigsam dich und ernst  
In eine Ecke streckst. Gib Raum, o Volk,  
Und weiche vor dem Thron, auf welchem Platz  
Mein Herr genommen! Wehe dir, du Paß,  
Wenn deinetwegen er verlieren sollte  
Nur eine seiner kostbaren Minuten!  
Den Kutscher fürchte, welchen kein Gesetz,  
Noch Strick und Ruthe zähmt; die Räder fürchte,  
Die manches Mal schon deine Glieder ja  
Fort mit sich schleiften und, besleckt mit deinem  
Unreinen Blut, mit einem langen Streifen —  
Schmachvoller Anblick! — zeichneten den Boden.

Durch die Veröffentlichung dieses ersten Gesanges machte sich Parini nicht nur gefürchtet bei den mächtigen Familien, sondern eroberte sich zugleich in der literarischen Welt mit einem Schlage eine hervorragende Stellung. Außerdem

gewann er damit die Gunst des damaligen Gouverneurs der lombardischen Provinzen, des Grafen Firmian, der sich dahin aussprach, daß etwas Zeitgemäßeres gar nicht habe geschrieben werden können.

Da Parini den strengsten Maßstab an seine Productionen legte\*) und sich im Ausfeilen des Einzelnen nicht genug thun konnte — Zeugniß dafür sind die zahlreichen Varianten, die in der von Reina besorgten Ausgabe unterm Text zusammengestellt sind — so schritt die Vollendung des Gedichts nur langsam vorwärts. Von den übrigen Gefängen, deren Zahl, wie aus der Vorrede und dem Eingange der ersten Abtheilung hervorgeht, der ursprünglichen Absicht des Dichters nach sich auf drei beschränken sollte, trat der zweite, „Der Mittag“, 1765 mit gleichem Erfolg wie der erste an die Oeffentlichkeit. Schneidende Ironie ergießt sich auch hier über den sittlichen und geistigen Verfall der aristokratischen Kreise, die diesmal bei einem glänzenden Gastmahl vorgeführt werden. Draftisch ist auch hier der Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart: einst trübte Eifersucht das Glück der Ehen, Gift und Dolch wütheten; jetzt werden die Ehen geschlossen mit Rücksicht auf Gold und Herkunft, dem kalten Gatten vereint sich die kalte Jungfrau, zufrieden mit seiner Gleichgiltigkeit und sich freuend auf die schöne Welt, die ihr nun ganz offen steht. Italien lacht heute über die Eifersucht, um deretwillen es vormals selbst verlacht wurde; so sehr vermochte ein einziges Menschenalter die Gemüther umzuwandeln! Allerliebste und nicht bloß für jene Zeit geschrieben sind die Anweisungen, die dem Helden gegeben werden, um in der Conversation zu glänzen. „Hast du am Tage irgend etwas gelesen, wovon du Ruhm erhoffen kannst, so bring' es an; wie ein Jäger, der seine Beute verfolgt und umstellt, bis sie ins Netz fällt, so wende du weise des Anderen Rede, bis du deinen neuen Schatz an den Mann bringen kannst. Laufche den Anderen ihre Redeweise ab und wiederhole laut ihre Aussprüche, damit es scheine, als seien sie dir entsprungen. Auch von dem Poeten, der durch deine Gunst mit anwesend ist, fürchte keine Satire über deine Aeußerungen; ihr habt ihn erhöht zur erhabenen Tafel, Apoll und den Musen zum Troste in den heiligen Chor der Sänger aufgenommen; er macht aus der Tafel seinen Pindus, und wehe ihm, wenn er daraus verjagt würde: er könnte ja nicht mehr im Dienste seines Herrn singen.“

„Der Abend“ und „Die Nacht“, die erst nach dem Tode des Dichters erschienen, sind beide nicht völlig zu Ende geführt. Die Corsosfahrt bildet den Stoff für den ersteren Abschnitt, für den anderen eine Soirée, welcher der Poet

\*) „Die Andern,“ so sagte er als Siebzigjähriger, „loben meine Sachen. Ich kann sie nicht loben. Jetzt, da ich alt bin, weiß ich, was schön ist; könnte ich mich um dreißig Jahre verjüngen, so würde ich vielleicht Sachen schreiben, die des italienischen Namens nicht unwürdig wären.“

als armer Sterblicher bescheiden unter die Diener gemischt bewohnt, den Gesprächen über Reitpferde, Degengriffe, Gastmähler und ähnliches zuhört. Auch hier bewährt Parini seine Kunst, Kleinliches und Triviales zu glorificiren und dadurch lächerlich zu machen, doch verliert dieses Mittel durch seine stete Wiederkehr schließlich doch an Wirkung und ist in den beiden letzten Gesängen bisweilen nicht ohne eine gewisse Gewaltthatigkeit angewandt worden. Als einen weiteren Fehler hat es Foscolo mit Recht bezeichnet, daß Parini, der außer Mailand nie eine andere Stadt gesehen, mitunter einen allzu engen Gesichtskreis zeigt, indem er oft großes Aufhebens von Dingen macht, denen ein mit der Welt vertrauter keine Aufmerksamkeit schenken würde. Diese Mängel verschwinden indeß vor dem reichen Gehalte des Gedichts und der Originalität der Darstellung, die nirgends Anleihen macht, sich fern hält von den nach Horaz' Vorgange so beliebten Sentenzen und epigrammatischen Aperçus und als Ganzes genossen sein will.

Auch die Form des Gedichts trägt ein durchaus künstlerisches Gepräge. Italienische Kritiker haben behauptet, daß gereimte Verse mehr Wirkung erzielen würden als der von Parini gewählte reimlose fünffüßige Jambus. Dem ist entgegenzustellen, daß der dramatische Vortrag, der in dem Ganzen eingehalten ist, und ebenso der dem Alltagsleben entnommene Stoff geradezu auf diese Form hindrängt, mit deren Anwendung der Dichter übrigens sich seine Aufgabe durchaus nicht erleichterte. Reimfreie Verse (*versi sciolti*) stellen im Italienischen ganz andere Anforderungen als die bekannten strophischen Formen und waren vor Parini, wenngleich schon im 16. Jahrhundert von Trissino, Rucellai und anderen angewandt, doch nur in Martellis „*Femia*“ so gehandhabt worden, daß Parini sich für seine Zwecke Rath's erholen konnte. Mit welchem Erfolg er dies that, beweist am besten das Urtheil Innocenzo Frugonis, der, obwohl er allgemein als Meister in der Behandlung des *verso sciolto* galt, nach der Lectüre des „*Morgens*“ von sich gestand, nie Gutes in dieser Versgattung geleistet zu haben, und mit Parini in briefliche Discussion über den Gegenstand eintrat. Daß Cesarotti, der geniale Uebersetzer des Ossian, Leopardi, Ugo Foscolo und andere Neuere, die den *verso sciolto* in Italien erst eigentlich populär gemacht haben, dem Beispiele Parinis sehr viel verdanken, kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen.

Ein ähnliches Thema wie in seinem poetischen Hauptwerke behandelte der Dichter in einem in Prosa verfaßten, unverkennbar an Lukian sich anschließenden Dialog: *Della nobiltà*, in welchem zwei Todte, ein Aristokrat und ein armer verhungertes Poet, im Grabe über das gesellschaftliche Kastenwesen disputiren und es dem letzteren, der mit schneidendem Sarkasmus der Eccellenza alle ihre Vorurtheile der Reihe nach als solche darlegt, am Ende gelingt, dieselbe zu be-

kehren. „Ruht aus, Excellenz,“ so ruft er, als dieselbe der Verwiesung anheimgefallen; „die Zunge der Poeten geht stets am letzten zu Grunde. Glücklich ihr, wenn ihr da droben einen gefunden hättet, der es gewagt hätte, euch nur ein einziges Mal als Thoren zu behandeln! Wenn ich wieder auferstehen könnte, so mücht' ich vor allem ein rechtschaffener Mensch sein, demnächst gesund, dann geistig begabt, weiterhin reich, und zuletzt, wenn nichts mehr zu wünschen übrig, könnte mir vielleicht aus Uebersättigung der Wunsch kommen adlich zu sein, in dem Sinne, den das Wort beim großen Haufen hat.“

Ueber die lyrischen Dichtungen, deren Parini während seines langen Lebens eine stattliche Anzahl producirt, können wir schneller hinweggehen, da sie von secundärer Bedeutung sind. Die geringe Anregung, welche Zeit und Umgebung ihm für diese Sphäre poetischen Schaffens darboten, mag mit der Grund sein, daß er hier nichts Außerordentliches leistete, obwohl sich seine Lyrik immerhin von der großen Masse jener leeren Reimereien, die das Zeitalter überschwemmt, vortheilhaft unterscheidet. Aber auch seine Begabung bestimmte ihn nicht eigentlich für das lyrische Gebiet. Bei männlichem Ernst, edler Gesinnung und einer oft großen Kraft und Präcision des an den besten Mustern geschulten Ausdrucks überwiegt in seinen „Oden“ die Reflexion den unmittelbaren Erguß des Gefühls, und ein wirkliches Lied ist ihm nie gelungen. „Die Botschaft“, „Die Gefahr“ und eine Apostrophe „An die Muse“ gelten in Italien für die besten seiner lyrischen Dichtungen. Auch innerhalb dieses Gebietes verfolgt Parini übrigens den Zweck, veredelnd auf die Sitten der Nation zu wirken, wie er z. B. in dem Gedichte „An Silvia“ gegen die französische Mode der robe à la guillotine scharf zu Felde zieht.

Das, was Parini als Satiriker groß macht, ist außer seiner originellen Darstellung sein durchaus lauterer Charakter, der sich nirgends von dem Krankheitsstoffe einer entarteten Umgebung inficirt zeigt, wie es bei Horaz und französischen Satirikern so häufig der Fall ist. Der tiefe sittliche Ernst, die Tendenz, durch Spott das Zeitalter zum Besseren zurückzuführen, erinnern lebhaft an jene herben Wahrheiten, die Aristophanes in der Form des Wizes dem seinem Verfall entgegensteuernden Athen entgegenhielt. Bei Parini deckt sich der Mensch mit dem Dichter, und daraus erklärt sich seine große Wirkung auf die Zeitgenossen. Makellos steht sein Bild als Mensch da. Seine Treue und Aufopferung als Freund, seine Verehrung für edle und geistvolle Frauen, die ihm, dem Abbate, bis zum Alter eigen war, seine Zuneigung zu der Kinderwelt werden von denen, die ihn kannten, rühmend hervorgehoben. Fern von Anmaßung und Ueberhebung, aber gleich fern davon, seine Ueberzeugungen persönlichen Interessen zu opfern, brachte er es nie zu einem auch nur behaglichen äußeren Leben. Seine Stellung als Professor der schönen Wissenschaften, die

ihm sein Gönner Firmian 1765 verschaffte und in der er sich durch seinen zündenden Vortrag die allgemeinste Sympathie erwarb, gewährte ihm doch nicht die Mittel, sich seinen Lebensabend angenehm und sorgenfrei zu gestalten. Als Leopold II. einst während seiner Anwesenheit in Mailand einen würdigen Greis bemerkte, der auf seinen Stock gestützt sich mühsam auf der Straße hinschleppte, und auf seine Frage erfuhr, daß es der berühmte Parini sei, soll er angeordnet haben, daß man seinen Gehalt aufbessere, um ihm die Benutzung eines Wagens zu ermöglichen; der Befehl kam nicht zur Ausführung, und der arme schwache Greis war gezwungen, nach wie vor zu Fuß zu gehen und dem Pöbel, wenn er im Straßenkoth ausglitt, zum Gelächter zu dienen, wie er es selbst in einem *La caduta* betitelten Gedichte rührend ausführt. „Dein Vers,“ so klagt er daselbst,

Dein Vers, den Alle loben,  
Hat dir nicht einmal einen schlechten Wagen,  
Der vor des Sturmes Toben  
Dich an dem Kreuzweg schütze, eingetragen.

In einem städtischen Amte, in das er unter der französischen Herrschaft gewählt wurde, vermochte er, demokratischem Uebermuth und Unbestand abhold, wenig Befriedigung zu finden. Als er eines Tages, so wird erzählt, in einem Amtslocal die Beseitigung eines früher daselbst befindlichen Crucifixes bemerkte, rief er mit Bitterkeit aus: „Was habt ihr denn mit dem Bürger Christus gemacht?“ und als er einst aufgefordert wurde, in den Ruf: „Es lebe die Freiheit, Tod den Aristokraten!“ einzustimmen, hatte er die kühne Entgegnung: „Es lebe die Freiheit, Tod Niemandem!“ Schon nach kurzem zog er sich von der öffentlichen Thätigkeit zurück, indem er den bezogenen Gehalt an die Armen vertheilen ließ. Den Rest seines Lebens widmete er seinen Studien und dem Umgange mit wenigen Freunden und starb am 13. August 1799 klaren Geistes, nachdem er noch in den letzten Tagen in Gesellschaft einiger Vertrauten der Lectüre des Euripides und des Plutarch obgelegen hatte.

Es wäre in hohem Grade zu wünschen, daß wenigstens das Hauptwerk des Dichters auch in Deutschland durch eine würdige Uebertragung bekannt würde, die meines Wissens noch fehlt, obgleich die deutsche Uebersetzungskunst auf dem Gebiete der italienischen Literatur seit Jahren besondere Geschäftigkeit entwickelt.

Rom.

Paul Schönfeld.